Insel

Rainer Maria Rilke
Lou Andreas-Salomé
Briefwechsel

Rainer Maria Rilke
Lou Andreas-Salomé
Briefwechsel

Herausgegeben von
Ernst Pfeiffer

Insel Verlag

Neue erweiterte Ausgabe der 1952 im Max Niehans Verlag AG, Zürich und im Insel Verlag, Wiesbaden erschienenen Ausgabe.

Erste Auflage 1975
© Insel Verlag Frankfurt am Main 1975
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Kösel, Kempten
Printed in Germany

Briefwechsel

1897–1926

Rilke an Lou Andreas-Salomé in München[1]

⟨Aufdruck:⟩ »Wegwarten« René Maria Rilke.
München, Blütenstr. 8./I.
13. Mai 1897 ⟨Donnerstag⟩.

Gnädigste Frau,
es war nicht die erste Dämmerstunde gestern, die ich mit Ihnen verbringen durfte. Da gibts in meiner Erinnerung eine, die mich arg verlangen machte, Ihnen ins Auge zu sehen. Es war im Winter und mein ganzes Sinnen und Streben, das der Frühlingswind in tausend Weiten weht, war in die enge Stube und die stille Arbeit gezwängt. Da kam mir, von Dr. Conrad gesandt, das Aprilheft 96 der *euen Deutschen Rundschau«*. Ein Brief Conrads verwies mich auf einen drin befindlichen Essay »*Jesus der Jude*«. Warum? Dr. Conrad hatte damals ein paar Theile meiner »*Christus-Visionen*« (fünf sollen demnächst in der »Gesellschaft« erscheinen) gelesen und muthmaßte, daß mich jene geistvolle Abhandlung interessiren dürfte. Er hat sich getäuscht. Nicht Interesse war es, was mich tiefer und tiefer in diese Offenbarung führte, ein gläubiges Vertrauen ging mir auf dem ernsten Wege voran, und endlich wars wie ein Jubel in mir, das, was meine Traumepen in *Visionen* geben, mit der gigantischen Wucht einer heiligen Überzeugung so meisterhaft klar ausgesprochen zu finden. Das war die seltsame Dämmerstunde, deren ich gestern wieder gedenken mußte.
Sehen Sie, gnädigste Frau, durch diese eherne Kargheit, durch die schonungslose Kraft Ihrer Worte empfing mein Werk in meinem Gefühl eine Weihe, eine Sanktion. Mir war wie einem, dem große Träume in Erfüllung gehen mit ihrem Guten und Bösen; denn Ihr *Essay* verhielt sich zu meinen Gedichten wie Traum zu Wirklichkeit wie ein Wunsch zur Erfüllung.

[1] Durch Boten übersandt. *AdH.*

Begreifen Sie, wie ich dem gestrigen Nachmittag entgegensehnte? Und das hätt' ich Ihnen ja Alles gestern sagen können; bei einer Tasse Thee sagen sich doch so leicht ein paar schöne, herzlich bewundernde Worte. Aber darum war mirs nicht zu thun. In jener Dämmerstunde war ich mit Ihnen allein, und allein mußte ich mit Ihnen sein – jetzt, da mein Herz von Dank für jene Weihe überging.

Mir ist immer: Wenn ein Mensch einem andern für etwas sehr Theures zu danken hat, soll dieser Dank ein Geheimnis bleiben zwischen den Beiden.

Vielleicht ist es mir einmal vergönnt Ihnen eine oder die andere der genannten *Visionen*, soweit sie augenblicks abschriftlich bei mir liegen, vorzulesen. Ich weiß mir keine tiefere Freude.

Sollte ich es morgen, *Freitag*, möglich machen, ins *Gärtner*theater zu kommen, hoffe ich, Sie, gnädige Frau, zu finden.

Diese Worte aber sind ein alter, langgehegter Dank; ihn aussprechen zu dürfen, empfindet als

Auszeichnung

Ihr:

René Maria Rilke

Rilke an Lou Andreas-Salomé in München[1]

Das log das Mittelalter: daß den Nonnen,
Die sich in dumpfen Zellen eingesponnen
Im tiefsten Taumel ihrer feigen Wonnen
Wundspuren Christi an dem Leibe sonnen,
In dem die Liebe krankt, wie jener Bronnen,
Draus nie ein Müder Muth und Kühle trank.
Das log das Mittelalter. Doch im Zwang

[1] Eintragung in ein Exemplar von *Traumgekrönt*, Neue Gedichte von René Maria Rilke, Leipzig 1897. *AdH*.

Des Alltags schreiten sie durch alle Zeiten
Und was sie thun ist wie ein Vorbereiten –
Die Fremden, die dem Neuen Wege weiten,
Die durch die Kämpfe in den Frieden leiten
Und aus dem Sterben in die Ewigkeiten –
Und diese Fremden tragen unbewußt
An ihrem Leibe Jesu Wundenbrände:
Wegwunde Füße, mühewehe Hände
Und jenes wilde Bluten in der Brust ...

Frau Lou Andreas-Salomé
aus Dank dafür, daß ich ihr begegnen durfte!
René Maria Rilke

München, im Mai 1897.

RILKE AN LOU ANDREAS-SALOMÉ in München

⟨München, 31. Mai 1897⟩
Montag früh.

Lieder der Sehnsucht

V.

Sehnsucht singt:

Ich bin Dir wie ein Vorbereiten
Und lächle leise, wenn Du irrst;
Ich weiß, daß Du aus Einsamkeiten
Dem großen Glück entgegenschreiten
Und meine Hände finden wirst.

Ich geh mit Dir durch alle Prose
Und lehre rathend Dich verstehn
Die tiefen Werte aller Lose.
Das ist: in jeder kleinen Rose
Den großen Frühling werden sehn.

Gestern mittags gabs Sonne, daß man hätte ein Königreich vergolden können – auch wenn es kein ganz kleines und sehr arm gewesen wäre. Aber Gold machts nicht allein. Ich war sehr traurig. Ich bin mit ein paar Rosen in der Hand in der Stadt und dem Anfange des englischen Gartens herumgewandert, um Ihnen die Rosen zu schenken. Ja, statt sie an der Thür mit dem goldenen Schlüssel abzugeben, trug ich sie mit mir herum, zitternd vor lauter Willen, Ihnen irgendwo zu begegnen. Und das war doch ungefähr so, wie wenn Einer einen Brief ins Meer wirft, damit die Wellen denselben an den Strand des Freundes tragen, dem er zugehört. Der Brief schwankt gewiß ins Uferlose und geht endlich zugrunde. So geschah meinen Rosen auch. Als ich nach aller Hast mittags stille stand und die traurigen Mienen der blassen Blumen sah, überkam mich eine wehmütige Einsamkeitsangst:

Fand auf fernentlegnen
Wegen Rosen. Mit dem Reis,
Das ich kaum zu halten weiß,
Möcht' ich Dir begegnen.

Wie mit heimatlosen
Blassen Kindern such' ich Dich, –
Und Du wärest mütterlich
Meinen armen Rosen.

. .

Nachmittag fand ich Frau Rütling im engl. Garten. Sie suchte nach Ihnen bei Fräulein Goudstikker und betrübte sich auch über das Nicht-finden-können. So konnte ich wenigstens mit Jemandem von Ihnen reden. – Frau Rütling nahm in ihrer Güte auch Antheil an meinem Mißgeschick, dem Stellungszwange folgen zu

müssen und wäre am Liebsten zu einem Gesandten gegangen. Sie ist so selten gütig.
Indessen macht mir die Stellung augenblicks, trotz aller möglichen Folgen nicht so bang wie das von hier fortmüssen.
Davor hab' ich große Angst. –
Ich werde wohl *Mittwoch* abends oder *Donnerstag* früh fahren müssen und lange mit beiden Händen nach jeder Sekunde, die Sie bisdahin noch schenken wollen

Ihrem

René Maria

Wegen des heutigen Nachmittags wird mir wohl noch Kunde?

Rilke an Lou Andreas-Salomé in München

〈München, Donnerstag, 3. Juni 1897〉

[1]Morgen früh nach der Entscheidung der Militär-Angelegenheit erhalten Sie sofort ein *Telegramm*, welches Ihnen sagen wird, wie die Sache ausfiel, ob ich gleich zurückkann und noch so viel Anderes, was nicht draufstehen wird und was Sie doch finden und verstehen werden.
Sehnsuchtslieder!
Und die werden dann auch wie früher immer in meinen Briefen klingen, manchmal laut und manchmal heimlich, daß nur Du sie ahnen kannst... Sie werden jedenfalls aber anders sein – wie bisher, diese Lieder. Denn ich hab' der Sehnsucht neben mir in die Augen geschaut, und sie führt mich an sicherer Hand.

---

[1] Fehlender Eingang durch Abtrennung des oberen Briefblattviertels, dadurch ist auch der in der Briefmitte fehlende Text verloren. *AdH.*

Ich kann leiser werden in jedem Wort.
Denn ich glaube gestern abends haben Sie mir ein Weniges davon gegeben, die schlichten Worte groß und tief zu bewahren: »Ich bin so einfach.« Dieser Spruch soll der Schlüssel meiner Geheimschrift sein. An jedem meiner Worte rühre mit seiner goldechten Macht, und wie aus einem gothischen Eisenschrein fließt Dir draus entgegen: der funkelnde Strom meiner tausend Zärtlichkeiten.
Und jeder flüchtige Gedanke, jeder Wunsch, jeder Traum wird verhüllt in meinen Worten sein. Sie werden alle erkennen.
Gestern nachts trat ich mit einem Lächeln in meine Stube. Ich weiß: immer sonst hätte ein[1]

soviel, daß es fein säuberlich in die Alltagstage vertheilt, genug wäre für ein langes Leben. – Ich habe eine Heimat. –

Lieben Sie Rosen? Mir ist: alle auf der Welt blühen für Sie und durch Sie, – und es ist blos ein gütiges Entsagen von Ihnen, wenn der Frühling sie behalten und so thun darf, als ob sie sein wären.
Jetzt schließ ich meine Manuscriptentasche: »die *Visionen*« sind drin, die 12 Novellen, deren viele ich Ihnen dann lesen komme, Notizblätter Briefe und »*Ruth*«.
Hab' ich diese *Verse* nicht auch mal geschrieben in irgendeinem ahnungsvollen Traum?:

»....bis ganz die Welt um mich versank
Und nichts von Allem mehr geblieben,
Als nur ein grenzenloser Dank
Und nur ein grenzenloses Lieben!....«

[1] Textlücke von etwa 7 Briefzeilen. *AdH.*

Wenn sie nicht beständen hätt' ich sie jetzt geschrieben. Wie herrlich, daß sie bestehen. Mir wird dadurch etwas Seltsames: Ich kann mein ganzes Glück mit Ihren eigenen Worten sagen. – Und so müssen Sie mein Glück verstehen. Nichtwahr?

Auf Wiedersehen

René.

Und noch die Prager Adresse: Wenzelsplatz 66. Hinterhaus. III. Stock. – Allein ich vertraue, ich bin zurück ehe mich ein Brief erreichen kann. /

RILKE AN LOU ANDREAS-SALOMÉ in München

⟨Telegramm:⟩

Prag 4. 6. 1897, 11.10 h vorm. ⟨Freitag⟩

Frei und bald auch froh

R.

RILKE AN LOU ANDREAS-SALOMÉ in München

⟨München, 6. Juni 1897⟩

Pfingstsonntag.

Pfingstgrüße!

Nicht weil sie heute Glocken läuten
Und festlich gehn in Land und Stadt,
Weil dieser Frühling ein Bedeuten
Für alle meine Tage hat,
Begrüß ich froh das Fest der Rosen
Und grüße Die, die es mir gab;
Sie nahm dem matten Heimatlosen
Aus armer Hand den Wanderstab.

*

Du, Gütige
In Deiner Größe Glanz
Demütige
Dir meine Seele ganz.

Errette sie
Aus ihrem dunkeln Bann
Und kette sie
An Dein Erbarmen an.

Und denke Dir:
Sie blüht in Deinem Mai,
Und schenke ihr
Die süße Sklaverei.

*

Ich habs noch keinen Mai empfunden
Wie voll die Welt ertönen kann:
Der Frühling rührt an alle Stunden,
Und alle Stunden klingen an.

Sie singen bis ins Abendglänzen
Ihr großes Glück, ihr leises Glück,
Und wünschend kommt in Rhythmen-
tänzen
Das Echo durch die Nacht zurück.

*

Wie das gut ist, daß Sie nicht in Syrgenstein sind. Auf der ganzen schwülen Fahrt übersann ich die Gefahr, daß diesem gestrigen späten Wiedersehen Tage folgen würden, da Sie auf einem einsamen Bergschloß so weit von mir wohnen, daß ichs gar nicht erreichen könnte, ohne paarmal die Sonne sterben zu sehen. – Aber nun sind Sie ja hier und ich muß nur bis gegen 6 warten, um Sie zu sehen.

Dann wollen wir wieder beisammen sein.
Es ist lieb von Ihnen, daß Sie die Novellchen anhören. Aber was ich beim Lesen fühle, ist seltsam: das gehört mir Alles gar nicht mehr zu. Das liegt ja so ganz Jenseits.
In dem alten Garten, den ich verlassen habe.

Da ist mein alter Gram
Wie ein verlassener Garten
In den ich einst Wünsche gesät;

Ich mochte nicht erwarten
Bis ihnen ein Blühen kam
Leicht blühn sie jetzt zu spät.

Was für eine große Revolutionärin Sie doch sind. – Throne haben Sie keine in mir umgestoßen. Aber an dem einen Thron, der wartete, sind Sie leise lächelnd vorübergeschritten.
Höher empor.
Und meine Wünsche, die früher wie wilde Rosen um den leeren Thron wucherten, wachsen jetzt als weiße Säulen um den Raum, von dessen Tempelfrieden Sie in meine Seele herablächeln und meine Sehnsucht segnen.

René

RILKE AN LOU ANDREAS-SALOMÉ in München

⟨München, 8. Juni 1897⟩
Dienstag.

Die Feldblumen, die ich eine Woche vor heute aus dem Märchenmorgen heimgebracht habe, sind längst zwischen breiten Bogen weichen Löschpapiers eingebettet; aber wie ich sie heute anschaue, lächeln sie mir ein hol-

des Erinnern zu und wollen alle so froh aussehen wie damals. –

–

Das war eine von den seltenen Stunden. Solche Stunden sind wie ein dichtumblühtes Inselland: die Wogen athmen ganz leise hinter den Frühlingswällen und kein Nachen kommt aus der Vergangenheit nach und keiner will weiter in die Zukunft.

–

Daß es dann eine Rückkehr in den Alltag gibt, kann diesen Inselstunden keinen Schaden thun. – Sie bleiben losgelöst von allen andern, wie gelebt in einem zweiten höheren Sein.

–

Ein solches höheres Inseldasein scheint mir die Zukunft der Ganzwenigen. –

Es klingt ein Glück, es blüht von weit
Und rankt um meine Einsamkeit
Und will sich wie ein Goldgeschmeid
Um meine Träume weben.
Und ist mein armes Leben
auch frühfrostbang und leidumschneit
Es muß ihm eine heilige Zeit
den Weihefrühling geben...

Ich möchte schon in Dorfen sein. Die Stadt ist so laut und fremd. Und in inneren Werdezeiten darf nichts an die Kreise rühren, das fremd ist. –
Einmal in vielen Jahren wirst Du ganz verstehen, was Du mir bist.
Was der Bergquell dem Verdurstenden ist.

Und wenn der Verdurstende gut und dankbar ist, so schlürft er sich nicht kühl und stark an seiner Klarheit, um dann in die neue Sonne weiterzuziehen; er baut in seinem *Schutz* und so nah, daß er sein Singen hört, eine Hütte und bleibt in dem stillen Wiesenthal, bis ihm die Augen sonnenmüde sind, und das Herz ihm übergeht vor Reichthum und Verstehen. Ich baue Hütten und – bleibe.
Mein klarer Quell! Wie dankbar will ich Dir sein. Keine Blume, keinen Himmel und keine Sonne will ich sehen – außer in Dir. Ist alles viel schöner und viel märchenhafter doch so, wie Du es schaust: Die Blume an Deinem Rand, die – ich weiß es aus früherer Zeit, da ich die Dinge ohne Dich sehen mußte – einsam und matt im Moose fröstelt, spiegelt sich in Deiner Güte licht, leichtbewegt und rührt mit dem Köpfchen fast an den Himmel, der aus Deiner Tiefe wiederglänzt. Und der Sonnenstrahl, der staubig und einfach an Deine Grenzen kommt, klärt und vertausendfacht sich funkenfältig in Deiner hellen Wellenseele. Mein klarer Quell. Durch Dich will ich die Welt sehen; denn dann seh ich nicht die Welt, sondern immer nur Dich, Dich, Dich!
Mein Festtag bist Du. Und wenn ich im Traum zu Dir geh', trag' ich immer Blumen im Haar.

–

Dir möcht' ich Blumen ins Haar legen. Welche? Keine ist rührend einfach genug. Aus welchem Mai soll ich sie holen? – Aber jetzt glaub ich, Du hast immer einen Kranz im Haar – oder eine Krone ... ich hab' Dich nie anders gesehen.
Ich hab dich nie anders gesehen, als so, daß ich hätte beten mögen zu Dir. Ich hab Dich nie anders gehört, als so, daß ich hätte glauben mögen an Dich. Ich hab Dich nie anders ersehnt, als so, daß ich hätte leiden

mögen um Dich. Ich hab Dich nie anders begehrt, als so, daß ich hätte knien dürfen vor Dir.
Ich bin Dein, wie der Stab dem Wanderer zueigen ist, nur stütz' ich Dich nicht. Ich bin Dein wie das Scepter der Königin zueigen ist – nur mach ich Dich nicht reich. – Ich bin Dein, wie der letzte kleine Stern der Nacht zueigen ist, ob sie auch kaum von ihm weiß und seinen Schimmer nicht kennt.

René.

RILKE AN LOU ANDREAS-SALOMÉ in München
⟨München, 9. Juni 1897⟩
Mittwoch abends.

Von Dir durch Regengassen stehle
Ich mich so schnell und mir geschieht,
Daß jeder, der des Weges zieht,
Die selige, erlöste Seele
In meinen Augen flammen sieht.

Und ich will ängstlich auf der Reise
Mein Glück verbergen vor dem Hauf.
Ich trag es heim in schnellem Lauf;
Erst tief in Nächten schließ' ichs leise
Wie eine Gold'ne Truhe auf.

Dann hol' ich seine gold'nen Schätze
Aus dunkler Tiefe Zoll für Zoll
Und weiß nicht, was ich schauen soll;
Denn meiner Stube alle Plätze
Sind übervoll, sind übervoll.

Es ist ein Reichthum ohne gleichen,
Wie ihn die Nacht noch nie geschaut,
Wie ihn die Nacht noch nie bethaut;

Und mehr, als je an Liebeszeichen
Empfangen eine Fürstenbraut.

Da gibt es reiche Kronenreiser,
Und Sterne sind als Steine drin.
Und Keiner ahnt es. Du, ich bin
Bei meinen Schätzen wie ein Kaiser
Und weiß von meiner Kaiserin.

Und die Sonne nach dem neuen wilden Gewitter fließt so reich herein, als läge wirklich auf allen Plätzen meiner Stube goldechtes Glück. Ich bin reich und frei und träume jede Sekunde des Nachmittags mit tiefem Aufathmen nach. Ich mag gar nicht mehr ausgehen heute. Ich will leise Träume träumen und mit ihrem Glanz wie mit Ranken meine Stube schmücken zum Empfang. Ich will den Segen Deiner Hände auf meinen Händen und meinem Haar in meine Nacht mitnehmen. Ich will nicht zu den Menschen reden, damit ich den Nachklang Deiner Worte, der wie ein Schmelz über den meinen zittert und ihren Klang reich macht, nicht verschwende, und ich will nach der Abendsonne in kein Licht mehr sehen um am Feuer Deiner Augen tausend leise Opfer zu entzünden .... Ich will aufgehen in Dir, wie das Kindergebet im lauten, jauchzenden Morgen, wie die Rakete bei den einsamen Sternen. Ich will Du sein. Ich will keine Träume haben, die Dich nicht kennen, und keine Wünsche, die Du nicht erfüllen willst oder kannst. Ich will keine That thun, die Dich nicht preist und keine Blüte pflegen, die Dich nicht schmückt; ich will keinen Vogel grüßen, der nicht den Weg zu Deinem Fenster weiß und aus keinem Bach trinken, der nicht einmal Dein Bild gekostet hat. Ich will in kein Land gehen, in dem nicht Deine Träume wie fremde Wunderthäter gegangen sind und in keiner Hütte wohnen, drin Du nie gerastet hast. Ich will